Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 244 (1971)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Bernbiet ehemals und heute

Die Emme – ihr Lauf, ihre Ufer

Erster Teil: Von der Quelle bis Emmenmatt

«Ich rolle sanft dahin auf schön gebauten Strassen,
Und mein erfreuter Geist schweift frei auf reicher Flur.»

Diese Verse aus der Feder von Johann Hanhardt sind uns in den Sinn gekommen, als wir wie so mancher andere Reiselustige aufgebrochen sind in jene vielbesungene, abwechslungsreiche Landschaft mit ihren verzweigten Hügelgebieten, ihren langgezogenen Tälern und einsamen Gräben und Krächen. Die Fülle seiner Herden, die prächtigen Matten werden diesem Meer grüner Kämme nachgerühmt, und nicht zuletzt der schöne Menschenschlag und der vortreffliche Käse. Das Hochland bietet, wie einer seiner Schilderer erklärt, keine grossartigen, überwältigenden Prospekte, sondern es gefällt durch wechselnde Bilder einer lachenden Anmut und heitern Frische. Da liegen heimelige Dörfer, gebettet in herrlichen Obsthainen und schmucken Gärten. Die «Säulenhallen der lauschigen Waldungen» rahmen die Talbuchten ein.

Aber nicht nur weitschwingende Höhenzüge, tannenbestandene Kuppen und scharf ausgebildete Eggen verleihen der Landschaft die sie kennzeichnende Form; das Emmental besitzt auch, wie ein anderer Kenner schreibt, seinen «charaktervollen, ins Heroische gesteigerten Abschluss»: die wuchtigen Kalkfelsen von Hohgant und Schrattenfluh. Weithin leuchten deren breite, mächtige Wände im Sonnenlicht. Zu ihnen sind wir unterwegs, denn in ihrem Schatten, aus ihren Falten entspringt der Fluss, der diesem ganzen Berg- und Bauernland, diesem Auf und Ab der Hügel, diesen ungezählten Zinggen und Rüttenen und dem Geäst der dazwischenliegenden Täler den Namen gegeben hat: die Emme. Ihr wollen wir von den Zinnen des Furggenstocks und Widderfeldes nordwärts folgen; zwischen breitausladenden, weithinschwellenden Hügeln, vorbei an Gummen und Hochwachten wollen wir ihren Ufern entlang ziehen, talaus bis in die Ebene der Aare.

Was werden wir wohl auf unserer Wanderung alles antreffen? Wird es uns vergönnt sein, einige kleine Goldkörner zu finden, Goldkörner an Erlebtem, Gesehenem? Wir wählen mit Absicht diesen Vergleich. Die Emme soll ja Gold führen, so heisst es. Weniger die Emme selbst als ihre Zuflüsse aus dem Gebiete des Napf, die Bäche im Gohl-, Frittenbach- und Dürrgraben. An ihrem Wellenspiel stellten die Wäscher ihre Böcke auf und schwemmten den Sand. Aber auch die Emme, so erklärte uns einmal ein Einheimischer, sei ein richtiger Goldfluss. Im Namen kommt dies nicht zum Ausdruck: Die Gelehrten streiten sich darüber, ob das Wort «Emme» aus dem Lateinischen oder dem Keltischen stammt. Wie dem auch sei: In einer Urkunde von 1249 erscheint der Fluss als «Emmum rivus», und in dieser Form erspüren wir die Verwandtschaft mit andern Flussnamen, wie Ems und Emmer. «Emmen» und «Emmeta» sind landeseigene, heute eher verschwindende Formen.

Im Quellgebiet

Wo nimmt der Fluss seinen Anfang? Er sammelt seine Wasser aus vielen zusammenfliessenden Quellen am südlichen Fusse des Hohgant, der früher «Furggengütsch» hiess. Er sprudelt aber nicht nur aus den Falten dieses steil aufragenden Gebirgstockes; sein blaues Geäder entspringt rings den Hängen einer vom Riedergrat, von der Bohlegg und vom Scherpfenberg umwandeten, in Flysch gebetteten Mulde. Dieser Talzirkus hat in vorgeschichtlicher Zeit seine Gestalt erhalten. Sein mergeliger, von dunklen Schiefern durchzogener Boden ist von zahlreichen Gräben gefurcht.

Eine urtümliche Landschaft umgibt den Wanderer: Steine, Wald und Moor. Das Horn des Geisshirten hallt in der Einsamkeit wider, Trüpplein weissbärtiger Ziegen klettern in die Felsen empor, Sträucher von Seidelbast recken sich aus dem Geröllfeld, in den Lüften schwingt das Birkhuhn. In den ungezählten Runsen und Scharten des Bergs aber gurgeln Dutzende klarer Bächlein zu Tal, legen ihre Fäden durch das Braunrot der Alpenrosen, springen über Steine oder verschwinden im Riedgras und vereinigen sich schliesslich zum Hauptbach, zur Emme oder, wie sie hier oben heisst, zum «Bokken», der in einem leichten Bogen am südlichen Rande dieser grossen Muschel hineilt, gegen Norden einbiegt, im Harzersboden den vom Aelgäu herunterfallenden Leimbach in die Arme schliesst und aus dem Luzernischen den Bärselbach und die Zuschüsse vom Tann- und Burghorn aufnimmt. Mit dieser ganzen plätschernden, purzelnden, wässerigen Sippschaft schiesst der kleine Fluss auf das Engnis der «Wilden Bocken» zu, wo der östliche Ausläufer des Hohgant nahe an den Schibegütsch herantritt, der die aus gleichem Gestein zusammengesetzte Schrattenfluh im Westen abschliesst.

Wasserfall in den Wilden Bocken

Eine Viertelstunde oberhalb des Kemmeribodenbades stürzt die junge Emme über eine zehn Meter hohe Felsstufe.
Photo Urs Brand, Bern

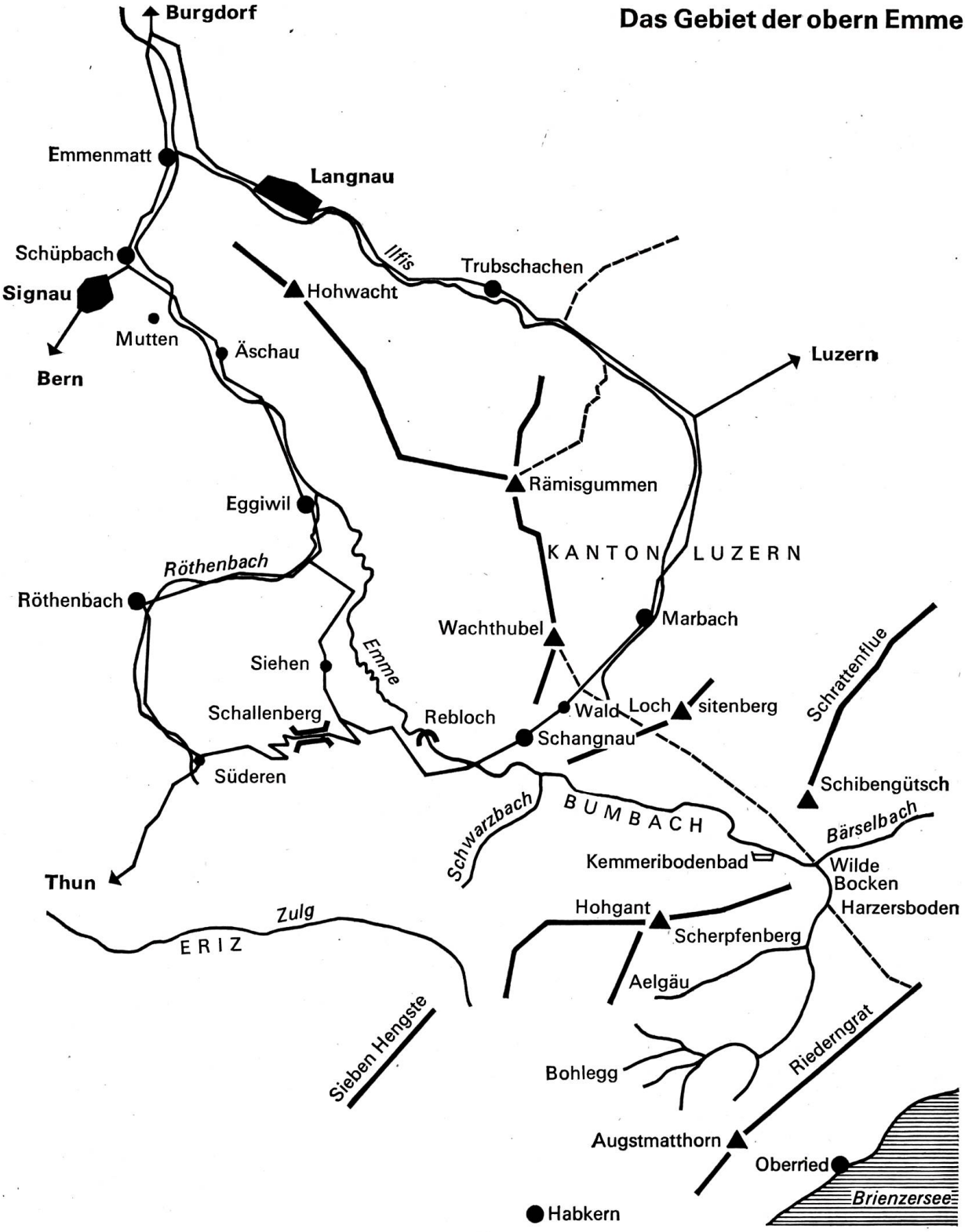
Mit starkem Gefälle stürzt, donnert die Emme zwischen den Felsen über mehrere Stufen hinunter, füllt eine beckenartige Vertiefung und tritt unvermittelt aus dem Schwarz der Höhle gegen den Kemmeriboden hinaus. Flocken perlen, blaugrüne Wellen schlagen links und rechts ans Ufer. Nicht nur das Wasser findet hier seine Bahn. Wenn sich bei klarem Wetter die Felswände in der Sonne erhitzen, bildet sich warme Luft, steigt auf, kühlt sich in den höhern Regionen ab, sinkt gegen Abend hin in den Mantel des Berges zurück, drückt, sucht einen Ausweg und stösst jetzt ebenfalls als «Bocken» durch die Enge.

Von fremden Welten erzählen die vorüberspielenden Wellen! Von der Musterung der Geister auf Seefeld, vom Lindwurm, der oben im Berg das Häliloch geschlagen, von den Wichtelmännchen, die im dunklen Gehäuse ihre Schätze bargen. Hat einmal ein Meer die hohen Grate bedeckt und seine Wellen versteinert? Hirten berichten, auf der Schörizegg und im Bös-Aelgäu hätten einst wonnige Städte gestanden, die später einem Fluch zum Opfer fielen. Auf der Steinigen Matt heisst es, habe der Teufel alle Erde weggekratzt. Nun liegen die Steine bloss wie gebleichtes Gebein und zeigen die abenteuerlichsten Formen: Schlünde, Pforten, Münder mit Haifischgebissen. Ein dumpfes Getöse lässt sich von Zeit zu Zeit auf den Alptriften vernehmen...

In der Tiefe der Wälder

Nach ihrem Austritt aus den «Wilden Bokken» strömt die junge Emme am Kemmeribo-

Das Gebiet der obern Emme



denbad vorbei in den breiten Graben des Bumbachs. Sie betrachtet sich den Hohgant jetzt von der nördlichen Seite. Wie jäh der Fels hier von der Höhe abbricht! Ein Heer von Blöcken liegt zu Füssen der Jurtenfluh - Zeugen urweltlicher Schlachten. In Schneisen schiessen die Bäche in die Tiefe des Talzugs. Auf der Sonnseite breitet sich über das Gehäng des Lochsitenberges ein Gefleck von Weide und Baumwuchs. Dichtes Gehölz fasst die Ufer des Flusses ein; in den Rinnen der Seitenbäche leckt der Wald in Zungen aufwärts.

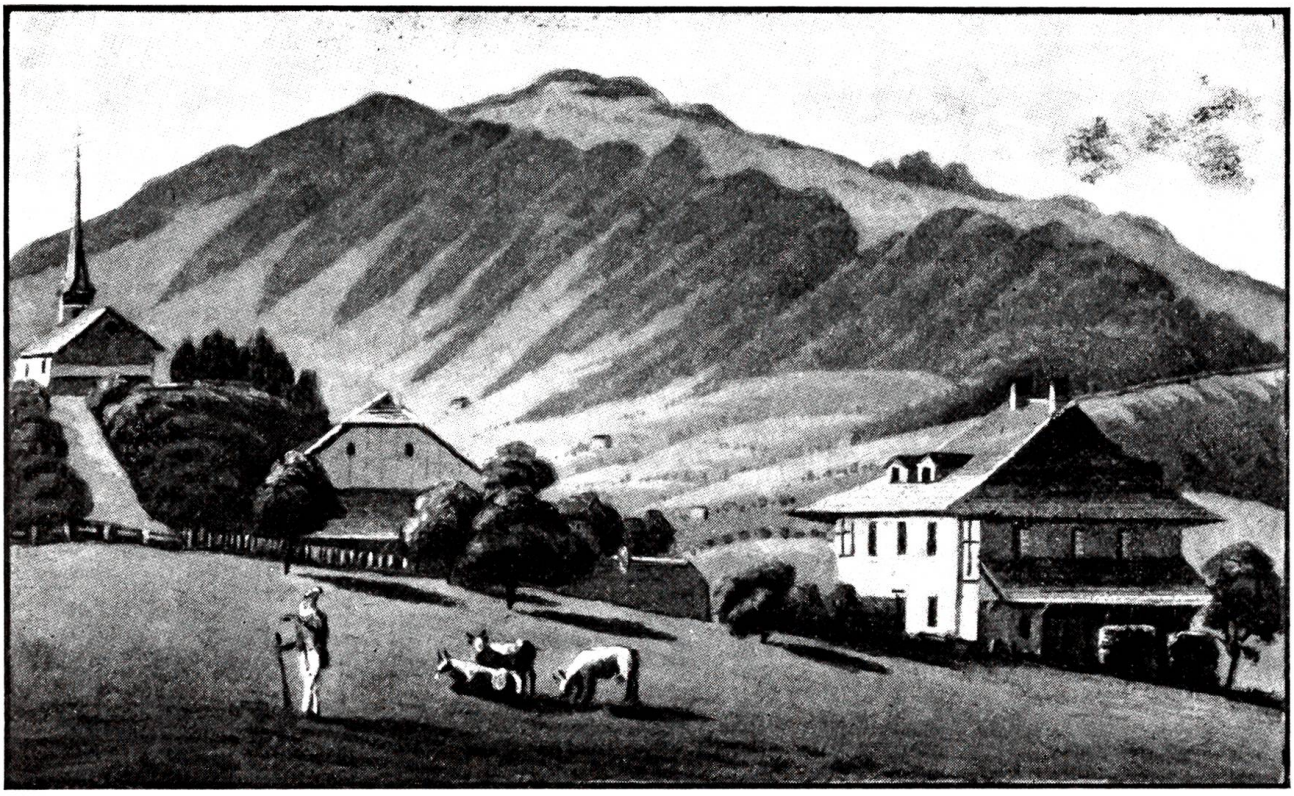
Der Bumbach war früher ein Waldland. Wald und Fluss haben im Gemeindewappen von Schangnau bildnerische Form erhalten. Da deckt eine grüngezackte Tanne mit goldenem Stamm einen silbernen Wellenbalken in einem roten Felde. Drei Sterne überstrahlen die Zeichnung. Der Bumbach, das Schangnau – sie gelten als das «Land der tausend Wäldchen».

«Zum Wald» heisst noch heute ein Weiler. Er liegt obenher des Kirchdorfes in gerodetem Lande. Ein paar Steinwürfe von seinen Höfen läuft die Grenze von Marbach. «Zum Wald» nannte sich ein im Tale begütertes Geschlecht. 1389 erwarb ein Jost aus dieser Familie von den Rittern von Sumiswald Twing, Bann und Gerichte im Schangnau, dazu Fischerei- und Jagdrechte. Ein Jahr später kaufte er von den Benediktinern in Trub den diesen gehörenden Kornzehnten im Dorfe. Mit seinem Sohne Kuno lagen die Bauern im Streit. In einem Vergleich von 1409 verpflichteten sie sich, von jedem grösseren Hofe auf Andreas einen Viertel Hafer zu liefern. Zwischen Johanni und Ulrichstag wollten sie dem Bergherrn von jedem Senntum einmal den aus der Milch gewonnenen Tagesertrag an Käse, Butter und Ziger übergeben. Den Landleuten wurde das Recht eingeräumt, Wunne und Weide zu nutzen, zu «Zuhnen und Techeren» im Walde das nötige Holz zu schlagen und von den Alpen herab zu schwenten, «was sie gereichen und geniessen mögen».

Im Tale lebten aber auch freie Bauern. Sie hatten ihre Güter vom Gerichtsherrn gekauft, vielleicht als Rodungsfreie königliche Privilegien gehütet. Wo zuerst legten sie die Heimstätten an? Auf den Eggen und Bergterrassen oder unten in den Auen am Fluss? Hier entstanden auf schmalem Wiesengrund der Schwand und Kehrlishof, die Bumbacher Güter, die Höfe im Boden und Leu, erst einfache Blockhütten aus ineinandergelegten Stämmen, später breitfrontige Blockständerbauten mit dem Emmentaler Gerschild. Hinten im Tale hat vermutlich ein Gamalrich oder Kamalrich dem Fluss und Berg ein Stück Land abgerungen und dem Boden seinen Namen gegeben.

Kohlenmeiler im Harzersboden
Zeichnung von P. Wyss, aus dem Album «Arbeit in der Heimat»

Es gab nicht nur behäbige Hofbesitzer. Manch ein Flüchtiger oder Besitzloser mag im Verlaufe der Zeiten in die Waldwildnis der jungen Emme aufgebrochen sein. Ihm gewährte der Wald Schutz und Freiheit. In seinem Schatten fand er das Nötige zum Leben:



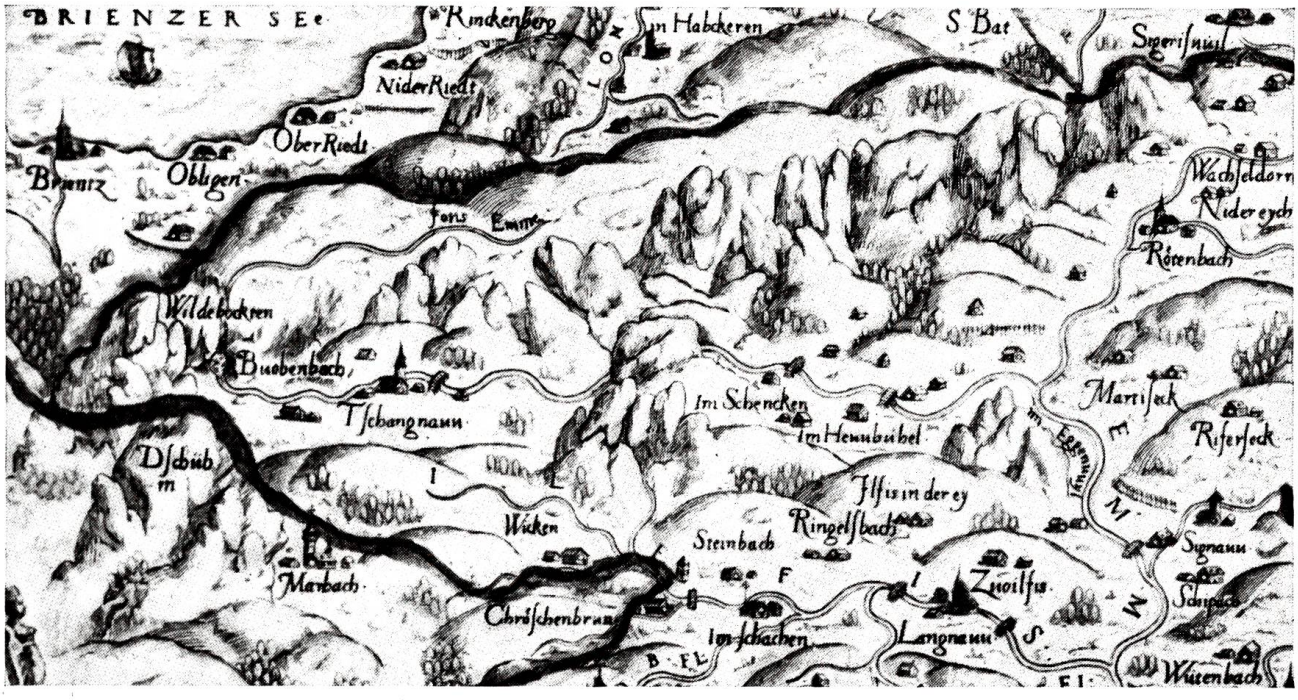
Kirche und Pfarrhaus in Schangnau
Kolorierter Kupferstich von J. S. Weibel aus dem Jahre 1821. Im Hintergrund der Lochsitenberg
Schweizerische Landesbibliothek, Bern

Pilze, Beeren, heilende Kräuter, flink erjagtes Wild. Vielleicht half er den Winter über einem Bauern beim Schneiden der Schindeln, oder er ging dem Senn zur Hand beim Einrinden der Zigerstöcke. Er verfertigte Zaunringe aus biegsamen Tannenästen, löste beim Tannzapfenbrennen ein gesuchtes Öl. Oder er stellte im Harzersboden seine Pfanne auf und bohrte die Bäume auf Harz an. Vielleicht ernährte ihn ein Kohlenmeiler, oder er durchsiebte das Bett des Flusses nach glitzerndem Gold. Mancher schöpfte den Emmensand für die Öfen der Glasmacher, die im Gebiet von Schangnau und Eggiwil ihr Gewerbe betrieben. Die Glashütten verschlangen viel Holz, ebenso frassen die Kochherde und die umständlichen Grossväteröfen einen guten Teil des Waldes auf. Noch war es Brauch, Tannreisig anstelle von Stroh als Streue zu verwenden.

So lichtete sich der Wald, der einst wie ein dikker Pelz das Bergland überzogen hatte; Mattland und Acker eroberten einen Platz an der Sonne. Hinten aber im Kemmeriboden verstreut der Wald noch seinen Harzduft. In dieser Wildnis ging noch lange der Luchs um, und erst 1845 erlegte Christian Bichsel aus Eggiwil im Schangnauischen den letzten Wolf.

Durch den Schöngau

Die Bauern im «Buembach» oder «Buobenbach» waren von alters her ein ausschliesslich mit der Käsebereitung beschäftigtes, meist armes Hirtenvolk. Früh standen diese Siedler im Kampfe mit dem Fluss. Dieser empfängt hier schon einige stattliche Bäche: von der Lochseite den grossen Bumbach, aus den Quellen am Hohgant den Büetschlibach, Gluntibach und Schwarzbach. Mengen von Geröll kollern tagtäglich vom Furggengrat herunter und füllen



Ausschnitt aus der ältesten Karte des Bernerlandes. Der Stadtarzt Thomas Schöpf hat sie nach eigenen Messungen gezeichnet und 1576 drucken lassen. Wie auf allen alten Karten ist hier Süden oben und Norden unten. Der Lauf der obern Emme von der Quelle («fons Emme») etwas links oberhalb der Bildmitte bis zum Zusammenfluss mit der Ilfis in der rechten untern Bildecke lässt sich deutlich verfolgen.

Original in der Burgerbibliothek Bern

das Bett der Emme mit Geschiebe. Nur ein Teil dieser Trümmermassen trägt der junge Bergstrom talaus, der Rest bleibt liegen und erhöht das Flussbett.

Im obern Bumbach schiessen die Wasser zwischen Steinblöcken dahin. Wo aber die Ufer eine flachere Gestalt annehmen, da treten nach Gewittern und bei Schneeschmelzen die Wogen leicht über. Von Haus zu Haus schallt dann der Ruf: «Es chuttet!» «Dr Aaschutz chunnt!» Mit Rechen und Stangen eilen die Bauern zum Fluss hin, um der zerstörenden Kraft der Flutwelle entgegenzutreten.

Der Mensch lebt in ständiger Gefahr, und die Wogen werden zum drückenden Bild: die Emmenschlange ist los. Sie windet sich, bäumt sich, pfeilt talzu. Oder es ist der todbringende Drache, der aus den «Wilden Bocken» aufsteigt und mit seinen Pranken links und rechts nach einer Beute zuschlägt, nach irgendeinem schlecht geschützten Heimetli, einer wetterausgesetzten Scheuer. Hat einer seinen Acker hinter einem undichten Ufer liegen – wehe! die Fluten dringen ins Land, greifen in die Furchen, spielen mit der gelösten Krume. Doch die Wasser vermögen nicht, den ganzen Talstrich unter sich zu begraben. Noch ist das Gefälle stark, die Ufer steigen rasch an, und es gibt nicht allzuviel dem Aaschutz preisgegebene Gründe. Die tiefliegenden Schachen folgen weiter unten im Tal.

Hingegen sind die Stege gefährdet, die von der rechten Talseite, von der «hilben», nach den gegenüberliegenden Höfen führen. Schon seit langer Zeit gab es deren fünf. Sie mögen erst aus den über den Fluss gelegten Schäften der geraden Bergtannen bestanden haben. Später wurden die Stämme behauen und mit quergelegten Brettern verstärkt. Der äusserste dieser Übergänge verbindet die Mühle und mit ihr das Kirchdorf Schangnau mit der Handvoll Höfe auf der Schwarzbachseite. Weiter talaufwärts führt ein Steg von den Leuhöfen und der Stegmatte

zum Reber und den Buchhütten hinüber. Vom Schachen und Bumbach-Schulhaus läuft ein Weg über ein gedecktes Brücklein zum Büetschli und Roseggli und bergwärts zum Senggenmattschwand. Es folgen weiter hinten im Tal die Verbindungen zum Bödeli und Schwand. Ein sonnenseits durch den Bumbach gezogenes und vielfach ausgebessertes Strässchen fängt die Mehrzahl dieser seitlichen Wegäste auf und schwenkt kurz vor dem Kemmeriboden auf einer Brücke zu dem «währschaften», im 19. Jahrhundert vielgenannten Badhause.

Unterhalb der Stegmatt beginnt der Fluss sich in den Fels zu fressen, dann tritt er auf kurze Strecke in die Matten des gegen das Kirchdorf Schangnau ansteigenden Talabschnittes. Er treibt hier einige Gewerbe an, z. B. eine Mühle, und schiesst an den breitdachigen Höfen vorbei in Wellensprüngen dem Rebloch entgegen. Kirsch- und Birnbäume winken, in der Sonne erglänzen die Blätterkronen des Ahorns. Beim «Rebeli» führt die Strasse von Eggiwil und vom Schallenberg her über den hier schon recht ansehnlichen Bergfluss. Bereits Thomas Schöpf hat auf seiner 1576 gedruckten Berner Karte die Brücke unterhalb Schangnau eingezeichnet.

1607 schritt die Gemeinde zu einem Neubau und richtete ein Gesuch an die Regierung, um von Strasse und Brücke einen Zoll erheben zu dürfen. Sie wies auf die Gelder hin, die sie für «Murer und Zimmerlüthe» und für die «Holltz furung» aufbringen musste, erwähnte die Notwendigkeit des Unterhalts und stellte einen provisorischen Zolltarif auf: für «jede Mann und Wybes person zwen Haller», besondere Gebühren für einen «Krämmer mit der Krätz», für Ross und Mann zusammen sowie für einen Wagen. Es handelte sich um eine gedeckte Brücke. Der hier erhobene Zoll kam den Gemeindearmen zugut. Heute läuft der Verkehr ohne Unterbrechung darüber. Immer noch spannt sich als ein langgezogener Helm ein schirmendes Dach über das Balkengerüst.

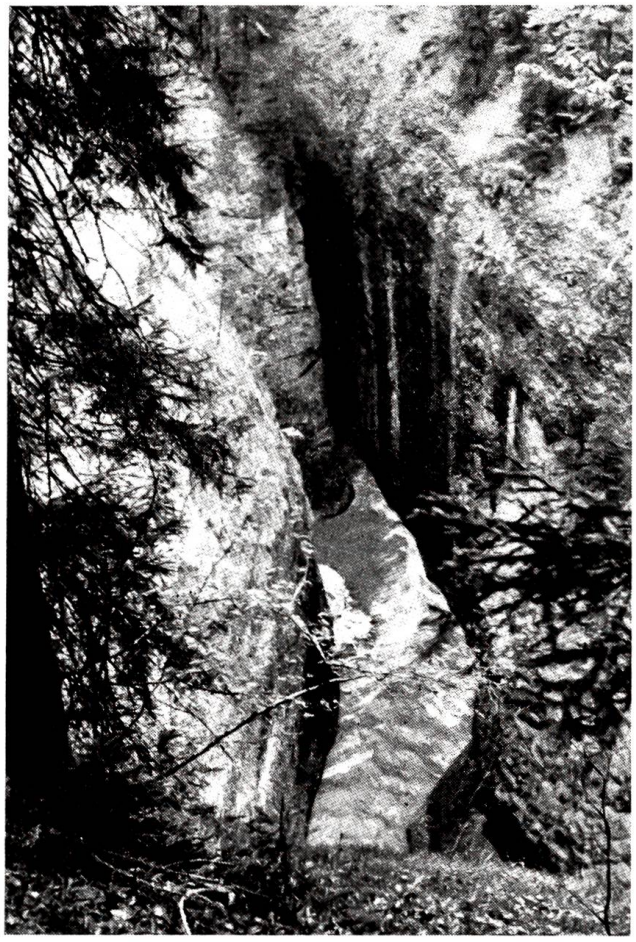
Im Dunkel des Reblochs

Unterhalb der Schangnauer Brücke, bei der der Emme 1908 ein «Einriss» gelang, öffnen sich die Felsen, der Fluss verschwindet im Rebloch. Dieser Naturtunnel und die mit ihm verbundene Schlucht entstand in der Zeit vor der letzten Vereisung. Später, in der letzten Eiszeit, wurde der Durchgang vom Schutt der Moränen verstopft. Im Becken von Schangnau bildete sich ein See. Die Uferlinie lag, so hat man nachgewiesen, auf etwa 910 m ü. M. Der ganze Talzug bis hinauf gegen das heutige Bumbach-Schulhaus lag demnach unter Wasser, und vom Kirchdorf Schangnau, hätte es damals gestanden, würden bloss die Häusergruppe um das Gotteshaus und die bergwärts gelagerten Höfe auf trockenem Grund geblieben sein. Dann grub der Fluss sich von neuem in die Nagelfluh, förderte die Trümmer talwärts und legte den Stollen frei.

Tief rauscht er heute zwischen den zersägten Felsen, bildet riesige Töpfe und Strudellöcher und taucht unter einer Naturbrücke in eine unheimlich anmutende Unterwelt. Wir blicken vom Schallenberg ostwärts über die Steinmoosalp und die Kuppen und Eggen um Pfaffenmoos und Schönenwald: der Fluss bleibt unserm Auge verborgen. Erst vorne im Breitmoos sieht man ihn tief unten durch den Talschlund fliessen.

Auf einer Strecke von vier Kilometern schlängelt er sich von Reben bis nach Sorbach hinunter. Zwanzig Meter und mehr stürzen beidseitig die Felsen ab, achtzig Meter beträgt das Gefälle vom Eingang bis zum Ausgang der Schlucht. Mit ausgespannten Armen vermag man auf beiden Seiten die Wände zu berühren; die Emme schiesst dahin wie in einem «Mühleschutzkänel». Da und dort treten die Felsen zurück, bilden Kessel und Kammern, dann wieder hangen sie verfinsternd oben über.

Rund neunhundert Meter unterhalb des Eingangs verbindet die schon genannte Naturbrücke die beiden Seiten. Es ist das eigentliche «Rebloch», ein unterirdisches, im Innern gekrümmtes Gewölbe von ungefährt zwanzig Meter Länge. Es hat, so erklärten Augenzeugen, beinahe die Gestalt einer Hausfirst. Das Wasser soll im Innern still und ausserordentlich tief sein, doch wieder ans Tageslicht getreten, sprudelt der Fluss wie eine mächtige Quelle aus dem



Das Rebloch
20 bis 25 m hoch sind die glattgescheuerten Nagelfluhfelsen. Links von der Mitte des oberen Bildrandes befindet sich die Naturbrücke.
Photo Urs Brand, Bern

Loch hervor. Zweimal noch, bei der Vordern und Hintern Waage, verengt sich sein Bett.

Es wird wohl kaum einen Schangnauer geben, dessen Vorstellungskraft sich nicht während der Knabenjahre eifrig mit dem Rebloch beschäftigt hat. Es komme ihm vor wie der Eingang zur Hölle, erklärte uns ein Talbewohner. Andere sehen in der dunklen Schlucht die Behausung der sagenhaften Emmenschlange: hier halte sie sich den Winter über verborgen. Könnte nicht auch das Totenvolk über den Schratten in dieser Höhle den Zugang zur Schattenwelt finden?

Es wird berichtet, dass verwegene Burschen – wohl bei niederm Wasserstande – das Rebloch durchquerten. Einer soll es gewagt haben, auf dem Eise hindurchzugehen, ein anderer, auf einem besonders dazu hergerichteten Flösschen den Tunnel zu durchfahren. Mit Ungestüm donnert die Emme bei Hochwasser zwischen den Felsen hin, dreht sich in den Trichtern, gischt, spritzt hoch und füllt die schmalen Durchgänge mit Erde und Geröllen. Jetzt treiben Baumstämme die Schlucht hinab, riesenlange «Trämel» bleiben im Flussbett stecken, und lassen sie sich nicht befreien, so stauen sie obenher des Engpasses den Fluss und verwandeln den Talgrund bei Reben in einen kleinen See. Ein neues «Eiszeitalter»! Für das Jahr 1764 wird uns eine solche «Wassergrösse» überliefert; vom Schächli aufwärts tauchten die Matten in den gebremsten Fluten unter.

«*Holz u Lade fergge d'Flösser*»

Pfarrer J. Imobersteg, vor hundert Jahren Seelsorger in Eggiwil, weiss recht viel zu erzählen vom wilden Gebaren der Emme, von «des angeschwollenen Stromes Brausen, des Donners Krachen und der Winde Heulen», wenn nach einem Sturm die reissenden Wogen des Flusses angeflutet kommen, im Gebiet des Sorbachs die Schlucht verlassen und beim Brücklein von Heidbühl aus den Felsen heraustreten in die Talbreite von Eggiwil. Hier haben an der Nase, wo sich der Röthenbach in die Emme ergiesst, freie Bauern den Wald gerodet, ihre Hütten gebaut, sich zu einer Gerichtsgemeinde zusammengeschlossen und die Alpwiesen in Bauerngüter und Rinderweiden verwandelt. Der Fluss trieb ihre Mühlen und bediente die Sägereien mit Holz.

Es waren unsichere Zeiten. Drang auch der Klang der Fehden wenig in den Wald, so erwuchs den Bauern im Wasser, ihrem Verbündeten, nur allzuoft der Feind. Nicht nur von Hohgant und Schrattenfluh konnten die Gewitter kommen. 1837 geschah an der Honegg ein «sündflutlicher Wolkenbruch». Die Wasser bedeckten in ungestümem Lauf das Tal von Süderen nach Röthenbach. Wege und Stege verschwanden, die Äcker von Eggiwil versanken in den Fluten.

Reges Leben verbreitete sich allmählich im Tal. Im «Krämerhaus» und beim alten Zapfenwirt ging es ein und aus. Axtschläge hallten aus dem Wald, am Ufer wurden Flösse gebunden. Die Emme dient als Wasserstrasse. Dies war oberhalb des Reblochs nicht gut möglich. Die Schangnauer haben daher einen grossen Teil der im Bergwald gefällten Tannen auf Rädergestellen zur Lände an der Ilfis gebracht und sie dort dem Fluss übergeben. Allerdings: sie liessen auch Stämme durch das Rebloch hinunter. Stauten sie sich in den Löchern und Schlingen des Wildbachs, so glitten kühne junge Burschen an Stricken in die Enge der Felsen, um die in den Strudeln festgeklemmten Stämme zu befreien.

Von Eggiwil an stand der Flussfahrt kein solches Hindernis mehr entgegen. So deckte sich die Emme zur Zeit der Frühjahrsschneeschmelze mit einer grossen Zahl von Flössen. Nicht nur in Eggiwil wurden sie vom Ufer gelassen. Von Langnau, von Trubschachen aus flitzten sie die Ilfis hinunter; kleine Flotten lenkten bei Emmenmatt in den Hauptstrom. Emanuel Friedli meint, dass wahrscheinlich schon die Römer mächtige Hochlandtannen gefällt, sie in Eggiwil den Wellen des Flusses anvertraut und dem Militärlager in Windisch bei Brugg oder dem Rhein zugeführt haben. Als sich in den späteren Jahrhunderten in den tiefer gelegenen Gebieten des Mittellandes der Wald durch Rodungen allmählich immer stärker lichtete, bezogen die Bauern der Ebene das nötige Bauholz aus den Nadelwäldern des Hügellandes, zu einem grossen Teil aus dem Tal der obern Emme. Die hier Ansässigen tauschten oft Stroh gegen ihre Stämme ein. Sie führten nicht nur Holz aus. Auch die Kohle lief vermutlich den Fluss hinunter. Eine Besonderheit Eggiwils: man buk viel Brot in seinen Mühlen. Träger brachten es nach Schangnau, Röthenbach und Schwarzenegg hinüber, und vielleicht belud man auch die Flösse mit den Laiben und versorgte die talabwärts liegenden Weiler. Möglicherweise nahmen auch die Tafeln der Glasmacher den Wasserweg.

Flössen von Spältenholz
Zeichnung P. Wyss, aus dem Album «Arbeit in der Heimat»

Seit dem 17. Jahrhundert flösste man nachweislich auch Brennholz, darunter «Spälten» oder «Müselen», die Emme hinunter. Es gelangte in grossen Mengen in die Eisenhütten nach Solothurn. Im 18. Jahrhundert schwammen die Flösse nach Aarau und Rupperswil. Holzhändler hatten dort ihre Magazine und verkauften die angelaufenen Transporte an die Bauern des Mittellandes. Die Flösse trugen Bohlen und Bretter, Rieg- und Rafenholz, besondere Hölzer für den Küfer und Wagner, Zaunholz und Latten, ferner die in Basel und im Elsass gefragten Schindeln, auch Rebstöcke, Bohnenstichel und allerhand Kübler- und Drechslerware.

Manches der Flösse setzte seine Reise auf dem Rhein fort. Nicht nur Holz und Holzwaren wanderten über die Grenzen der alten Eidgenossenschaft hinaus. Die Flösser führten auch die Erzeugnisse der Emmentaler Alpwirtschaft mit sich. Es gab die berühmten «Molkenflösse» mit schweren Lasten von Käse und Butter. Aus den Trachselwalder Ämterbüchern erfahren wir, dass Metzger in Brugg, Baden und Basel sich Schlachtkälber zubringen liessen. Nur ungern sah die Berner Obrigkeit diesen weitausgreifenden Handel. Was der Boden hergab, sollte möglichst im Lande bleiben. So hagelte es Verbote. 1597 untersagten die Räte die Ausfuhr der Molken, da deren Verfrachtung nach auswärts den Inlandmarkt schmälerte und dadurch Nachfrage und Preise stiegen.

Während des Dreissigjährigen Krieges (1618–1648) versuchten die Herren von Bern, die Flösserei auf der Emme gänzlich zu unterbinden, denn der «Ausverkauf» des Landes hatte drohende Formen angenommen. So wurde der Rat von Burgdorf angefragt, ob er nicht eine Kette über den Fluss spannen und auf diese Art die Durchfahrt verhindern könnte. Kein «Schiff» mehr landaus! Der patriotische Eifer besass einen kurzen Atem. Wenige Jahre später glitten die Flösse erneut an den Dörfern des untern Emmentals vorüber.

1641 wandte sich die Obrigkeit gegen das unverantwortliche Reuten und gegen den Verkauf des Holzes an die Für- und Aufkäufer. 1650 suchten die Gnädigen Herren zu verhindern, dass «merklich vil Holz, wie auch Laden, Latten u. dgl. mit schwal die Emmen und Aaren hinab geflöszt und also hierdurch die Hochweld erödet werdindt». Das Holzflössen wurde von einer Erlaubnis abhängig gemacht und 1725 die Holzausfuhr der Kontrolle der Zöllner überbunden. Wer auf der Emme oder Ilfis Holz flössen wollte, musste sich von den Schaffnern zu Trub oder Langnau oder von den Weibeln von Schangnau und Eggiwil einen Ausweis verschaffen. Herkunft, Menge und Bestimmungsort des Flossholzes sollten darin eingetragen werden. An den Zollstätten hatten die Flösser ihre Ladung zu deklarieren. Das Holz aus dem Emmental passierte unterhalb Lützelflüh noch neun solcher Kontrollen: Burgdorf, Wangen, Aarwangen, Aarburg, Aarau, Biberstein und Brugg auf bernischem, Biberist und Olten auf solothurnischem Boden.

Ungeachtet dieser Aufsicht hielt der schwunghafte Holzhandel an. Ein Teil des Holzes wurde bei der Säge von Biberist abgelegt, der Rest schwamm fernen Zielen entgegen. Verschiedene obrigkeitliche Mandate lösten einander ab – sie nützten wenig. Zwar wurde nach jedem Erlass kurze Zeit hindurch eine etwas strengere Kontrolle ausgeübt, dann aber geriet die Verordnung in Vergessenheit, und Handel und Wandel folgten eigenen Gesetzen.

Verwegene Männer oblagen dem Beruf des Flössens, feste Arme, die ein solches, oft bis zu 25 Meter langes, aus Bautannen gezimmertes Floss durch alle Krümmungen und Fährnisse zu steuern verstanden. Die Flösser bewaffneten sich mit Stangen, um in den Schleifen das Floss vom Ufer abzuhalten. Als man daranging, die Emme zu verbauen, wurde «wegen Flötzung des Holzens in mehreren Schwellen geklauset», das heisst, es wurden Eintiefungen angebracht, damit die Flösse ungehindert hindurchschwimmen konnten. Um die Kunstbauten zu schonen, beschränkte die Obrigkeit 1766 die Grösse der Flösse auf 11 Meter Länge und 2,50 Meter Breite.

Nicht allein die Fahrt auf offenem Flusse hatte ihre Tücken. Auch das Landen war schwierig, schossen ja die Flösse während des Hochwassers die Emme hinunter. Die Zollstätten, bei denen die Lenker anlegen mussten, befanden sich bei den Brücken, und es gab dort keine besonderen Stege und Anhaltestellen. Im Gegenteil, der Fluss war hier gut eingedämmt und besass dadurch einen festen Zug. Die Obrigkeit verordnete deshalb, dass in den Ämtern Burgdorf und Fraubrunnen Landestellen eingerichtet werden sollten, die eine gründliche Kontrolle der Flösse ermöglichten. Auf den übrigen Plätzen begnügte man sich mit einem flüchtigen Beschau der Transporte.

Das Flossholz, das die Emme hinuntertrieb, wurde in Burgdorf in einem Rechen aufgefangen. Was davon unterwegs steckenblieb, verfiel einem eigentümlichen Strandrecht. So galt in Lützel-

flüh die Regelung: «Wägen dem Holzfloszsen das ein Jeder Schwelipflichtige 3 Klafter unendgäldlich kan härausz gezogen wärden.» Was darüber hinausging, musste derjenige, der sich dieses Holz angeeignet hatte, dem Eigentümer bezahlen. Der Protokollentwurf, dem Emanuel Friedli diese Stelle entnommen hat, schweigt sich allerdings darüber aus, wer dieser Eigentümer war: der Holzfäller oben im Schangnau oder im Eggiwil?

Das Flössen war ein harter Beruf voller Wagnis und Abenteuer. Lust nach der Ferne schwang mit, Freude am ungebundenen Dasein. 1870 verbot die Regierung die Flösserei im Emmental, die Eisenbahn übernahm jetzt die Transporte, ein Widerhall des alten Handwerks aber hat sich im Lied den spätern Geschlechtern erhalten:

«Holz und Lade fergge d'Flösser
d'Emmen ab uf Basel zue...»

Zwischen Eggiwil und Schüpbach

Die Flösserei hatte hauptsächlich eine grosse Bedeutung, weil in früheren Zeiten die Verkehrswege noch sehr schlecht waren. Die schweren Holzlasten liessen sich deshalb nur auf dem Wasser aus den oberemmentalischen Wäldern nach dem Unterland schaffen. Die Landwege führten über die Berghöhen, denn in den Talsohlen drohte Überschwemmungsgefahr. Vielerorts war der Boden nass, versumpft, und wollte der Kauffahrer den Talweg ziehen, so war er gezwungen, das Niederwasser abzuwarten und das Flussbett als Strassenzug zu benutzen. Auch von Signau nach Eggiwil führte der Weg ein Stück über die Höhe hin: der aus dem Schüpbachtal kommende Reisende stieg durch einen kleinen Wald nach Mutten hinauf und steuerte dem kleinen Weiler Ramsei entgegen, kam aber nicht darum herum, doch noch den Fluss zu überschreiten.

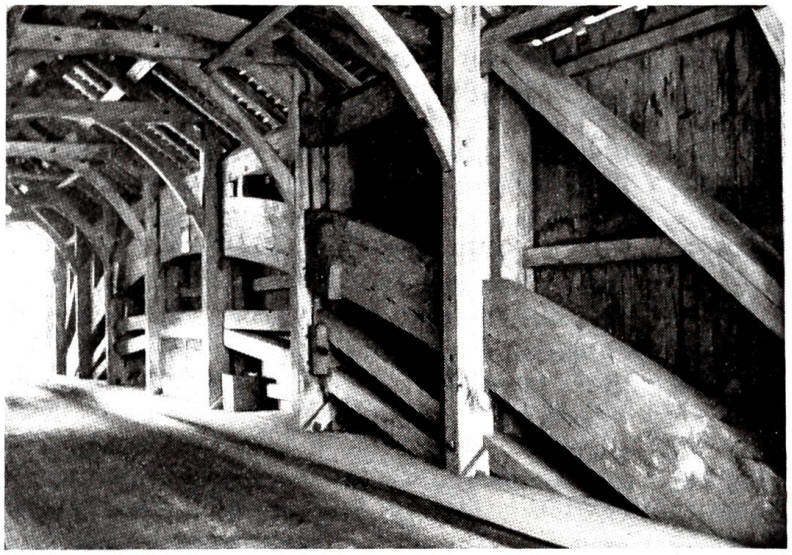
Nicht weniger als viermal überquerte früher der Talweg nach Eggiwil den Lauf der Emme, und eine ganze Viertelstunde ratterten die Wägelchen der Marktfahrer durch das kiesige Flussbett. So wurde nach jedem stärkeren Regenfall und immer, wenn durch Schmelzwasser der Fluss anschwoll, jeder Verkehr nach dem hinten im Tale liegenden Pfarrort lahmgelegt.

Die Regierung suchte den Nöten zu begegnen. 1453 verfügte sie, dass «alle, die Matten an Wegen haben und an den Weg stoszend, den Weg in Ehren haben sollen». Mit andern Worten: die Anstösser halten den Weg frei. 1537 verordneten die Herren in Bern, dass jedermann durch die Einschläge unbehindert «sin gebürliche Wägsami zu Fusz, Rosz, Wagen mit Fudern ... haben moge». 1559 wird laut einer emmentalischen Satzung jeder, der einen Weg mit «Wässern, Wasserleytinen, Wasserwuhren, Gräben ... verargete, verwüste und verdarbte», gezwungen, diesen auf eigene Kosten wieder «in Ehr» zu legen, d.h. den Schaden auszubessern.

Mit der Sorge für die Strassen nahm sich die Obrigkeit auch der Flussübergänge an. Sie ersetzte, wo es nötig schien, die Fussstege durch Brücken. Erst an der Aare und Saane – hundert Jahre später im Emmental. Noch mussten manche Nebentäler warten, bis an sie die Reihe kam, und das zwischen dem Gelände der Hochwacht und dem Kapfmassiv gebettete Talstück von Eggiwil nach Schüpbach blieb noch lange in einem halbwilden Zustand. Das hatte für den «Pintenschenk» im schlecht wegsamen Bergdorf keine unliebsamen Folgen, wurden doch, wie überliefert wird, durch das öftere Anschwellen der Emme manche Fuhrleute genötigt, am Orte zu herbergen und auf besseres Wetter zu warten.

Die Emme büsst hier viel von ihrem frühern Gefälle ein. Beträgt es vom Fusse des Hohgants bis nach Eggiwil im Durchschnitt drei Prozent, so senkt sich das Tal von Eggiwil bis zur Emmenmatt, beim Zusammenfluss von Emme und Ilfis, noch 0,8 Prozent: auf eine Strecke von zwölf Kilometern verliert der jetzt etwa einen halben Kilometer breite Talzug 45 Meter an Höhe.

Das Tal zwischen Eggiwil und Schüpbach lag früher beträchtlich höher als heute. Südlich von Schüpbach erkennen wir die beidseitigen Flussterrassen. Sie liegen ungefähr fünfzig Meter über dem heutigen Talboden. Auf ihren sonnigen Flächen breitet sich linker Hand das Muttenfeld, im Osten der Häleschwand mit seinen Firsten. In der



Innenansicht der Horbenbrücke
Eine grossartige Zimmermannsarbeit: Der mächtige, aus vier verzahnten Balken zusammengesetzte Bogen ist fast 30 Meter lang.
Photo Urs Brand, Bern

Senke liegen stattliche Höfe und «Tagwerhäuschen» gebettet. Sie sind da und dort zu Weilern geschart, freundlich von Gärten und Hostetten umgürtet. Von der einen Flanke des Tales zur andern läuft die Emme in Windungen. Unter der Bürg bespritzt sie in jäher Drehung die dortigen Flühe, sie wendet sich dann, von Auwald begleitet, westlich zum Hambühl hinüber und hält weiter unten Richtung auf Äschau und gegen die Rappenfluh. Breite Bänke von Sand und Kies lässt sie in Untiefen liegen.

In der Zeit der Regeneration (1831–1848) ging die Regierung daran, das vernachlässigte Wegstück von Schüpbach nach Eggiwil auszubessern. Schritt um Schritt rückte man dem Fluss auf den Leib, wies ihm einen geraderen Weg und begann ihn zu überbrücken. Die Zimmermeister Samuel und Johann Stucki von Röthenbach erbauten um die Mitte der 1830er Jahre die stattliche Horbenbrücke. Zum erstenmal wagten es die Planer und Bauführer, die Emme in einem einzigen, gewaltigen Bogen zu überspannen. Kein Pfahlwerk bot mehr dem Fluss den willkommenen Hebel zum Angriff. Die Brücke zeigt noch nicht die eleganten Formen der jüngeren Bauwerke dieser Art, doch ist sie wie die späteren zum Schutze gegen die Unbill der Witterung vollständig verschalt, und nur eine niedrige, etwa drei Meter breite Öffnung gewährt Ausblick. Das Mauerwerk an den Ufern führte Johann Hermann, Maurermeister aus Langnau, auf.

Wenige Sommer später begann man mit der Brücke unterhalb der Bubenei. Auch dieser Übergang war als feste, überdachte Holzkonstruktion geplant. Die Arbeiten gingen nicht ohne Rückschläge vor sich, stiegen doch 1837 die Fluten und zerstörten einen Teil von dem, was menschlicher Fleiss geschaffen. Die Schwellen im Flusse wurden zerstört und weggeführt, der «linke Brüksaz» bei der Horbenbrücke «bis an die Flügelmauern weggespüllt», der rechte «merklich beschädiget». Die «Haberäcker», die Gerstensaat, «alles Werg und übrige Pflanzungen», Fruchtbäume und Lebhäge und bei «1500 Garben gemähtes Korn» wurden damals aus dem Eggiwil fortgeschwemmt oder vernichtet. Das Tal lag verkiest, versandet.

Nach einer neuen «Wassergrösse» anfangs der 1840er Jahre liess die Regierung eine Strasse von Eggiwil nach Röthenbach anlegen; von 1876 bis 1882 entstand die direkte Verbindung mit Schangnau über Siehen. Die beiden Brücken bei Horben und in der Bubenei stehen noch heute. Sie mussten aber 1940 und 1941 erneuert und verstärkt werden. Etwa auf halber Strecke zwischen den beiden errichtete man einen ebenfalls überdeckten Übergang, der die Äschau mit dem Weiler Ramsei verbindet. ne.

Redeblüten aus Helvetiens Ratssälen

«Die Milch bildet auch heute noch – wie schon seit alters her – den wichtigsten Eckpfeiler unserer schweizerischen Landwirtschaft...»

«Ein wichtiger Zweig der Landwirtschaft ist unter anderem auch immer noch die Viehzucht, der auch ich anzugehören die Ehre habe...»